

## POPKOLUMNE

Dan Bejar ist eine der merkwürdigsten Popfiguren der letzten Jahre – ein nachdenklicher Kauz, der sich den morbiden Namen **Destroyer** gegeben hat, was aber völlig in die Irre führt. Denn der Troubadour mit den wirren Locken spielt schwergerisch-opulenten Siebziger-Softrock genauso wie tieftraurige Folksongs. Herausfordernd ist die Musik des Songwriters aus Vancouver auch deswegen, weil sie jede Sekunde in eine ganz unerwartete Richtung abbiegen kann. Ganz so wie auf seinem gerade erschienenen elften **Destroyer**-Album „Poison Season“ (Dead Oceans). Der Hipster-Liebhaber, der niemals hip sein wollte, flüchtet sich hier in einen üppi-gen Soundmix, der alles will, außer so zu klingen, wie man es von einer **Destroyer**-Platte erwartet (es aber genau deswegen tut): mürrischer Kammerpop und Streicherballaden, lateinamerikanische Disco-Rhythmen, Synthie-Pop und Smooth Jazz neben Siebziger-Rock, der an Bowies „Young Americans“-Phase erinnert oder an Springsteens **E Street Band**. Ein wunderbar unberechenbares Album mit clever und ungeduldsreichen Texten über das bunte Treiben zwischen Glitzerwelt und Gosse, Leben und Lieben. Man kann es hundert Mal hören und wird immer etwas Neues darin entdecken.

Ganz nach oben geht es jetzt bei Abel Tesfaye alias **The Weeknd**. Nachdem der Kanadier zunächst drei umjubelte, selbstproduzierte Mixtapes veröffentlicht hatte, auf denen er seinen Aufseher-Status zelebrierte, folgte 2013 „Kiss Land“, sein Debüt bei einem Major-Label. Der seit Freitag erhältliche Nachfolger „Beauty Behind the Madness“ (Republic) wirkt wie eine großangelegte Charts-Offensive. Tesfaye ließ den Schweden Max Martin assistieren, den König Midas unter den Hit-Schreibern (die Single „Can't Feel My Face“ ist Martins' 21. Nummer-eins-Hit in den USA; mehr schaffte bisher nur George Martin). Kanye West, Lana Del Rey und Ed Sheeran gastieren – für jeden also etwas dabei. Im Grunde hört man auf dem Album aber immer noch dieselbe verschattete Einzelgänger-Musik, mit der **The Weeknd** von Anfang an den Schmutz des R&B gegen den Strich bürtete: geisterhaft verlangsamte Stücke mit wabernden Bassläufen und klagendem Falsettgesang, nur eben etwas üppiger, dramatischer produziert. Damit könnte **The Weeknd** tatsächlich in den Kreis der amerikanischen Pop-Prominenz aufsteigen. Nur wird es leider inhaltlich irgendwann langweilig: immer wieder bedeutungsloser Sex und harte Drogen.

Ermüdend finden könnte man vielleicht zunächst auch den Dream Pop von **Beach House** – diese wunderschöne, zart-vernebelte Halbschlafmusik, in der alles zu schweben scheint. Auch auf ihrem gerade erschienenen fünften Album „Depression Cherry“ (Bella Union) haben Victoria Legrand und Alex Scally nichts an ihrem Modus Operandi geändert – außer vielleicht, dass der Sound ein wenig zurückgenommener ist als auf dem Vorgänger „Bloom“. Wieder leir die Orgeln und schwirren die Synthie-Flächen, die Drum-Machine klopft zur Slide-Gitarre und Legrand haucht vage, melancholische Texte. Wenn es beim Dream Pop vor allem um Andeutungen geht – um eine unspezifische Emotionalität, die immer nur so interessant ist wie die Assoziationen des Hörers –, dann sind **Beach House** wahre Meister ihres Fachs: Ihre Musik kann alles bedeuten und scheint außerhalb von Zeit und Alltag zu existieren – ein bisschen so wie die sonnengeleichen Strandhäuser, nach denen sich das Duo einst benannte. Es sind Orte, die sich nie ändern sollen, weil man sie am liebsten genau so vorfinden möchte, wie man sie verlassen hat. Genau wie die Musik von **Beach House**.

Unbedingt empfohlen sei zuletzt noch die Remix-EP „Loud Places“ (Young Turks) von **Jamie xx**. Auf ihr wird wieder einmal ganz schön vor Augen geführt, dass die Kunst des Remixens nie zu unterschätzen ist. „Loud Places“, einer der Höhepunkte auf „In Colour“, dem im Mai erschienenen Debütalbum des Beatbastlers von **The xx**, ist hier in raffinierten Variationen zu hören. John Talabot führt in seiner „Loud Synths Reconstruction“ den Gesang von **The xx**-Bandkollegin Romy Madley Croft ins wilde Stroboskop-Gewitter eines House-Clubs. Bemerkenswert ist aber vor allem der „Louder Dub“ von Matthew Herbert: Er verkrümmt den warmen, weit hallenden Song zu düsterer, trüber Keller-Elektronik. Und obwohl die Euphorie des Originals unter den kühlen, abenteuerlichen Melodie- und Beat-Verformungen unwiederbringlich verloren gehen müsste, bleibt alles wunderbar mitreißend. Zauberwerk. ANNETT SCHEFFEL

Digital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München  
Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de

## Die Frau, die den Panzer streichelte

Die Bilder des Fotografen Rudi Meisel wollen zeigen, wie ähnlich sich BRD und DDR waren

Die Erzählung, die der aktuellen Ausstellung des Fotografen Rudi Meisel im C/O Berlin zugrunde liegt, geht folgendermaßen: Unterhalb der Propaganda-Kruste, jenseits der ideologischen Grabenkämpfe waren sich BRD und DDR zum Verwechseln ähnlich. So sehr, dass sich die Schwarz-Weiß-Fotos, die Meisel in den 1970er und 1980er Jahren von Ost und West gemacht hat, nicht mehr eindeutig zuordnen lassen. Nicht die üblichen Klischees von Stachel-draht und Schießbefehl wollte der 1949 geborene Reportagefotograf abbilden, als er im Auftrag des **Zeit**-Magazins und anderer Medien in der DDR arbeitete, sondern den unverstellten Alltag.

Doch allzu häufig räumen Rudi Meisels Motive nicht mit den Klischees auf, im Gegenteil: Sie bestätigen sie. Die feinen Westdamen vor dem Rathaus Center Essen tragen Pelzmäntel und Hüte mit Leopardmuster, die Ostfrauen vorzugsweise blumenverzierte Kittelschürzen – wie die beiden älteren Frauen in der „Kleinen Markthalle“ am Alexanderplatz, die sich über die Schlagzeilen der auf dem Tisch liegenden Abendzeitung auszutauschen scheinen, während der Passant im Hintergrund skeptisch durchs Schaufenster schaut, das „Zucht- und Rassegeflügel“ mustert.

Szenen landwirtschaftlicher Produktionsgenossenschaften und bröckelnde Fassadenstrisese im Osten – Werbeflächen, Cafés, Kirmes und Autoscooter im vergnügungssüchtigen Westen. Oder auch Motive wie dieses: Ein Junge in Jeansjacke blickt erwartungsvoll einem Drachen hinterher, der vor klassischer Ruhrpottkulisse emporsteigt. Rauchumwölkte Autobahntrüme und Zechen, darunter Autobahnasphalt, über den bald Volkswagen brethern wer-



Ein Junge in Jeansjacke lässt auf der frisch gebauten, noch nicht eröffneten A 42 vor klassischer Ruhrpott-Kulisse einen Drachen steigen. FOTOS: RUDI MEISEL

den. Die A42 vor ihrer Freigabe, Duisburg-Bruckhausen 1979. Ein wunderbar komponiertes und wirkungsstarkes Foto, das eine große Geschichte im Kleinen erzählt: Kündet der fliegende Drache noch von Zukunftsoptimismus und Beschleunigung oder zeichnet er sich nicht vielmehr unheimlich vor einem verfinsterten Himmel ab – als Vorbote des bald einsetzenden Industriestrebens?

Ähnlich pointiert sind die Blicke, die Meisel in west- wie ostdeutsche Behausungen geworfen hat. Wie da in kleinbürgerlichen Küchen Kartoffelsuppe ausgelöffelt wird, die Hemden so kariert wie die biederne Gardinen. Hirschgeweihbehängene Wohnzimmertapeten, die Schützenvereins- und Schießbudenaffinität, und immer wieder: Kinder mit Spielzeuggewehren in der Hand, ein Auge zugezückt, ein Kopf im Visier, als müssten sie für den Fall der Fälle schießen lernen.

Honecker in der Badehose hat mich nicht interessiert, hätte aber Geld gebracht

Ganz unverstellt sind diese Bilder sicher nicht. Frei von staatlicher Kontrolle konnte Rudi Meisels Blick auf die DDR schon deswegen nicht sein, weil er seine Themen vorher genehmigen lassen musste. Immer war ein Aufpasser an seiner Seite, der selten nachvollziehen konnte, dass sich der Fotograf nur für die kleinen Leute interessiert – „und nicht für Honecker in der Badehose am Stechlinsee“, wie Meisel sagt, „auch wenn das einträgliche Bild gewesen wäre.“

Doch eben darin besteht der Reiz dieser Fotos. Sie setzen nicht auf Prominenz, erheben nicht den Anspruch, das große Ganze zu erklären, sie fokussieren auf kleine Gesten, auf das Streicheln einer Frau über die Ketten eines Panzers in Westberlin, auf den Kuss eines Pärchens am Bahnhof Alexanderplatz, auf den Blick eines Jungen, der einen Drachen zum Fliegen bringen will, kurz: auf flüchtige Momente, die berühren, irritieren, zum Lachen bringen. Nicht mehr und nicht weniger. Und was davon sich nun ist Ost- und was sich in Westdeutschland abgespielt hat, ist am Ende gar nicht mehr so wichtig.

THORSTEN GLOTZMANN

Rudi Meisel: Landsleute 1977-1987. Two Germans ist noch bis 1. November im C/O im Amerika Haus in Berlin zu sehen, Hardenbergstraße 22-24. Täglich 11-20 Uhr.



Zwei Frauen in der Kleinen Markthalle am Berliner Alexanderplatz; dahinter im Käfig „Zucht- und Rassegeflügel“.

## Stumme Krieger

Der Performance-Künstler Santiago Sierra stellt Veteranen aus, auch deutsche. Eine Begegnung mit einem Ex-Soldaten

Manche Besucher hielten ihn zuerst für eine Wachsfigur und erschrecken. Traten an ihn heran, sahen ihm ins Gesicht, und selbst dann wollten es einige nicht glauben. Er sei doch kein echter Kriegsveteran. Eigentlich sollte der Angesprochene nicht reagieren, als er mit dem Gesicht zur Wand in der Ecke stand. Einmal aber widersprach der ehemalige Zeitsoldat der Bundeswehr während der Performance: „Doch“, erwiderte er. „Ich bin ein Veteran.“ Veteran der Bundeswehr. An diesen Sprachgebrauch muss man sich erst wieder gewöhnen. In Deutschland stellt man sich unter einem Veteranen jemanden aus der Wehrmacht vor oder einen Antihelden aus Hollywood. Doch in der Ausstellung stand da ein junger Mann. Das habe viele „Zuschauer irritiert“, sagt Christian Bernhardt, Veteran des Irakkrieges. Genau das habe der Künstler so gewollt.

Seit jener Ausstellung in einer Berliner Galerie im Mai 2011 konfrontiert Santiago Sierra in immer wieder demselben Setting das Publikum mit Soldaten aus Kriegen und Krisenherden der Gegenwart. Er stellt sie als **living sculptures** aus – in Mexico-City, Manchester, Berlin und Londonderry, in Nürnberg, Massachusetts, New York und Donezk, zuletzt bei einem Kunstfestival in Jerusalem (SZ vom 29.8.) und immer schauen die Veteranen aus Afghanistan, Vietnam, Eritrea oder Kosovo auf die Wand: „Veterans of the War in Afghanistan Facing the Corner“, „Veterans of the Vietnam War Facing the Wall“ oder „Veterans of the Wars in Eritrea, Kosovo and Togo Facing the Corner“.

Ein Detail hat er sich auf den Arm tätowieren lassen, ein Datum – an dem Tag flog er nach Kuwait

Es ist die Zeitgeschichte, die Sierras Reihe Aktualität sichert. Der Künstler aus Madrid hat damit ein Historienbild eigener Geltung geschaffen, hermetisch, schweigend bis zur Schmerzgrenze, alles andere als vernünftig. Christian Bernhardt war der erste Veteran, der sich an einem solch befremdlichen **Tableau vivant** beteiligte. Viele Worte habe er auch mit dem Künstler nicht gewechselt, berichtet der Mann mit dem Kriegstrauma. „Mir kam es so vor, als weiß der schon alles von uns Veteranen. Auf Details kam es nicht mehr groß an.“

Ein solches Detail hat sich der frühere Stabsunteroffizier auf den linken Unterarm tätowieren lassen: das Datum des 21. März 2003. An diesem Tag sah der damals

26-jährige Fotos des gerade begonnen amerikanischen Angriffs auf Bagdad in der Zeitung. Er war unterwegs nach Köln, um von dort mit einer Maschine uniformierter Kameraden nach Kuwait ausgeflogen zu werden. Die Bevölkerung dort vor Terror zu schützen, lautete offiziell der Auftrag. Was er nicht wusste: Er war mitten im Aufmarschgebiet stationiert, wo „Camp Doha“ aus planten die Amerikaner ihre Bodenoffensive. Die Scud-Raketen, die die irakische Armee auf den Stützpunkt abfeuerte, waren, so hieß es, angeblich mit ABC-Waffen bestückt.

Manche Geräusche erträgt er nicht, Nahverkehr oder auch nur einen vollen Kühlschrank

De facto schützten Bernhardt und die übrigen deutschen Soldaten die amerikanischen Truppen mehr als die Zivilbevölkerung. Deshalb findet er es fragwürdig, dass die damalige Bundesregierung es sich noch immer zugutehalte, Deutschland aus dem Irakkrieg herausgehalten zu haben, anstatt offen einzuräumen, dass es einen „Deal unter dem Tisch“ gegeben habe.

Wenn der 38-Jährige aus Recklinghausen erzählt, dann ist es, als sei er aus Sierras Historienbild herausgetreten. Vieles erfahre der einfache Soldat erst gar nicht, das „genaue Lagebild, was da alles passiert im Einsatzland, warum die Truppen taktisch genau da eingesetzt werden“. So fange er gar nicht erst an nachzudenken. Ein allgemeines Briefing habe es gegeben. Aber die „Drucksituationen“ kamen ohne Vorwarnung.

Christian Bernhardts Trauma ist nicht die Folge von Kampfsituationen, es resultiert nicht aus schrecklichen Bildern. Er leidet unter der Erinnerung an das „Ausgesetztsein“, wie er es nennt. Gleich am ersten Tag seines kuwaitischen Einsatzes geriet sein Truppenbus auf offenem Feld unter Beschuss. Oder er denkt an Situationen im Lager, wenn über die Lautsprecher Raketenwarnungen dröhnten: *This is not a drill*. Dies ist keine Übung.

Videos auf YouTube halten solche Momente vom 21. März 2003 fest. Nicht alle irakische Raketen konnten abgeschossen werden, mehr als ein Dutzend Einschläge wurde gezählt. Der Schutzbunker reichte nicht für alle Soldaten.

Schon die Vorausbildung für Auslandseinsätze, sagt Bernhardt eher scherzhaft, könnte „für ein kleines Trauma ausreichen“. Eine simulierte Geiselnahme habe

der Rechtsberater abgebrochen, weil sie zu realitätsnah durchgeführt wurde. „Wenn dir die Augen verbunden werden und du stehst Menschen neben dir, schreien dir in die Ohren und erschrecken dich mit lauten Geräuschen: Da passiert schon was im Menschen.“ Vielleicht kein Zufall, dass gerade diese beiden Erscheinungen, die belasteten Geräusche und das Gefühl des Ausgesetztseins, ihm bis heute zu schaffen machen.

Bernhardt ist darüber nicht kategorisch zum Pazifisten geworden, er tritt auch nicht als Gegner der Bundeswehr auf. Diese sei gerade mal gut 20 Jahre wieder an „echten Auslandseinsätzen“ beteiligt und müsse noch Erfahrungen sammeln, was seine Generation zu spüren bekomme.

Ganz und gar desillusioniert hat ihn allerdings, sagt er, dass er seine Ansprüche



Christian Bernhardt in der Performance von Santiago Sierra bei KOW, Berlin, 2011. FOTO: ALEXANDER KOCH / KOW

auf eine Rente jahrelang juristisch erstreiten musste, bis sie ihm 2009 vom Sozialgericht Gelsenkirchen zuerkannt wurde. Er musste beweisen, dass seine Traumata tatsächlich Folgen des Einsatzes gewesen sind – und er nicht schon vorher darunter gelitten hat.

Auch deshalb gründete Bernhardt mit einigen Kameraden 2010 den alternativen „Bund deutscher Veteranen“, der heute 700 Mitglieder zählt, konkrete Hilfe anbietet und auf den sozialen Konfliktstoff aufmerksam macht.

Christian Bernhardt ringt zudem mit einem persönlichen Schuldkomplex. „Da sind wir wieder bei Sierra: Dieses Gefühl von Schuld steckt in der Performance irgendwo drin. Schuldgefühl in dem Sinn, dass ich im Krieg mit meinen eigenen Werten teilweise gebrochen habe.“ Bis heute fühle er sich, obwohl nur ein „Rädchen in der Maschinerie George Bush“, mitverantwortlich: „Ich habe das ja aktiv unterstützt.“ In **Body-Count**-Listen im Internet habe er eine Zeitlang jeden einzelnen Gefallenen aus dem Irakkrieg gezählt. Manche Schätzungen fingen bei 100 000 Toten an, andere gingen bis zu einer Million. Er sei zu persönlicher Verantwortung erzogen worden, und auch die Bundeswehr lege darauf Wert.

Bestimmte Vokabeln tauchen in Bernhardts Schilderung immer wieder auf: Trigger, Handlungskette, Drill, Drucksituation. Mit ihnen sind Wahrnehmungsmuster umrissen, die er nicht mehr los wird. Die Erinnerung, sagt er, liege wie eine Hülle über ihm. Mit körperlicher Verwundung und auch dem Thema Tod habe er sich vor seinem Einsatz ausführlich beschäftigt. Dass man aber physisch völlig unversehrt nach Hause kommen und dennoch gravierende Probleme bekommen könne, das hatte er „nicht auf der Karte“.

Ohne es zu wollen, scannt Bernhardt inzwischen alltägliche Augenblicke nach „Gefährdungspotenzialen“ – wie in der Mensa, in der gerade ein paar verstreute Studenten vor ihrer Mahlzeit sitzen. Zwei junge Frauen: kein Gefährdungspotenzial; die beiden Männer am Nebentisch dagegen haben Rucksäcke dabei: potenziell gefährlich.

Wenn er zu Hause den gefüllten Kühlschrank öffnet, kann es ihm passieren, dass Aggressionen in ihm hochsteigen. „Wer hungrige Kinder gesehen hat, fragt sich: Wer soll das alles aufessen?“ Er selbst gehe nur zur „Veteranen-Zeit“ einkaufen, abends nämlich, wenn er nicht in der Schlange stehen muss. „Ich stehe sonst völ-

lig unter Strom. Ein enormer Energieverlust.“ Öffentliche Verkehrsmittel kommen schon gar nicht mehr in Frage. Seinen Alltag könne er nur bewerkstelligen, weil seine Partnerin ihm „enorm viel Raum“ lasse.

Oft schafft er den Einstieg in den Tag nicht. Wenn er aber die Abläufe des Alltags beziffert – wie im Drill –, merkt er: „Das spricht etwas in mir an, es fängt an zu kribbeln.“ Drill bedeutet, eine Handlung gerade hundertmal gemacht zu haben, und dann kommt jemand und sagt, „jetzt machst du das noch mal hundertmal“.

Die ABC-Schutzmaske in sechs Sekunden aufzusetzen: Das kann das Leben retten. Im Krieg gebe es Situationen, in denen der Druck so hoch sei, „dass du normalerweise nicht mehr ins Handeln kommst. Da kommt dann der Drill, der legt sich darüber, dann geht das automatisch: eins, zwei, drei, vier. Aber versuch' das mal aus dir rauszuspielen, wenn du das nicht mehr haben willst. Schwierig.“

Kulturschaffende sollten sich des Themas annehmen, hatte er sich gewünscht. Nun tun sie es

Inzwischen fragt er sich selbst, ob es besser ist oder schlechter, wenn man alles professionell reflektiert. „Im Endeffekt ist das maximal anstrengend, wenn ich mitbekomme: das ist jetzt der Auslöser für eine Krise, da passiert das gerade mit mir, und ich kann das trotzdem nicht unterbrechen.“

Schon vor seiner Begegnung mit Santiago Sierra hatte sich Bernhardt gewünscht, dass „die Kulturschaffenden“ das Trauma der Soldaten aufgreifen, ein Thema, das keinerlei Rückhalt in der Gesellschaft habe. „Die Künstler gelten allgemein als Teil der Elite. In künstlerischen Darbietungen ist das nachhaltiger, als wenn das nur in der Zeitung steht.“

Worin sieht er den Mehrwert des Schweigens in Sierras Performance? „Unter dem künstlerischen Aspekt muss das Schweigen sein. Dann ist die Bandbreite für den Zuschauer extrem groß, er hat viel mehr Spielraum, sich selber seine Gedanken dazu zu machen. Dieses künstlerische Bild trifft die Lage der Veteranen.“ Sierra habe sich ja auch nicht irgendein düsteres Thema rausgegriffen, er weise in seinem Werk auch auf andere soziale Missstände hin, ohne sie „mit Farbe zu verschönern“. Er würde sich jederzeit wieder für so eine Performance in die Ecke stellen.

GEORG IMDAHL